

Text: Cornelia Heynen-Igler

Bild: Helga Zumstein

Das schwere Gift



Luis oder Ein Traum aus nichts

Hauchzart hingen ihre Höschen und Strümpfe vor der Kulissee aus ewigem Schnee. Wie sehr er sich doch nach der Weite des Meeres und den braunhäutigen Mädchen seiner Heimat sehnte, dachte er, während er von seinem Fenster im dritten Stock aus sah, wie ein rabiater Windzug durch die duftigen Stoffteile fuhr und diese beinahe von der Wäscheleine riss. Aber die Frau vom Walpen hatte ihre Unterwäsche – für die er, Luis, wohl die Hälfte seines Monatsgehalts hätte hinblättern müssen – mit Wäscheklammern festgemacht, die so stabil und unverbrüchlich wirkten wie alles hier: die Berge, die Menschen und die Beine der Frauen, die er allmorgendlich vor seiner Frühschicht in ihren schweren Wanderschuh gegen die Berge ziehen sah. Nur die Frau vom Walpen war so ganz anders, anders als die biegsamen Mädchen in seiner Heimat und anders als die Touristinnen hier mit

ihren langen, kraftvollen Beinen, mit denen sie wie nimmermüde Riesinnen unter Zuhilfenahme ihrer Stöcke ganze Bergketten zu überwinden schienen. Unvermittelt sah Luis auf die Kirchturmuhre; seine Zimmerstunde war bald zu Ende, und er musste sich beeilen, da der Walpen allergrössten Wert auf Pünktlichkeit legte. Just in dem Moment, als Luis sich vom Fenster zurückziehen wollte, um sich für den Abenddienst fertig zu machen, sah er die Frau vom Walpen in einem kurzen, blauen Bademantel unten im Garten auf die Wäscheleine zusteuern. Sie befürchtete wohl, dass der hartnäckige Bergwind ihre Wäschestücke doch noch von der Leine zu reissen vermochte. Sie ging wie jemand, der es eilig hatte, sich innerlich aber zur Ruhe zwang, vielleicht, weil sie sich beobachtet fühlte. Und tatsächlich, Luis konnte von seinem Fenster aus kein Auge von der dunkelhaarigen Frau lassen, die schliesslich die Frau seines Patrons war und die, wie er wusste, Margarete hiess. Wie unter Zwang sah Luis ihr zu, wie sie die hauchdünnen Teile aus Seide und Spitze vorsichtig befühlte, so, als wolle sie abwägen, ob die Wäsche schon trocken sei. Ihre Fingernägel waren kirschrot lackiert. Das war ihm neu, bis jetzt hatte er sie immer nur mit lilafarbenen Zehennägeln gesehen, wenn sie ihm etwa unten in der Waschküche oder im Treppenhaus in ihren offenen Hausschuhen über den Weg lief. Oft war sie nachlässig angezogen, wenn sie sich im Haus bewegte; meist trug sie einen wie in der Eile übergeworfenen Morgenrock oder verwaschene Sommerkleider, und immer sah er ihre weisse Haut durch die leichten Stoffe hindurchschimmern, die sie zu bevorzugen schien. Im Hotel tauchte sie nur selten auf, und immer nur dann, wenn sie mit ihrem Mann und guten Gästen oder Bekannten an einem der runden, weissgedeckten Tische zu Abend ass. Diese Treffen, an denen sie gewöhnlich knielange, schwingende Röcke mit Blumenmuster trug, schienen allerdings eher ein Muss für sie zu sein. Wie ferngesteuert schaufelte sie dann ohne Unterlass die Speisen in sich hinein, die man ihr vorsetzte, ohne sich nennenswert am Tischgespräch zu beteiligen. Dabei liess sie ihre grossen, graublauen Augen unablässig im Raum umherschweifen, aber nur selten blieb ihr Blick an etwas oder an jemandem haften, am allerwenigsten an ihm, Luis, obwohl ihn ihre Nichtbeachtung schier körperlich schmerzte. Umso mehr bemühte sich der Walpen seinerseits um die Aufmerksamkeit der Gäste; er redete, brüllte, lachte und wieherte; er verzog das Gesicht, verwarf die Hände und raufte sich die Haare mit einer Eindringlichkeit, die fast schon an Verzweiflung grenzte. Obwohl Luis seinen Patron nicht sonderlich mochte, konnte er dessen Hilflosigkeit in Anbetracht der aufreizenden Gleichgültigkeit seiner Frau nur allzu gut nachvollziehen. Einmal verschüttete Luis beim Servieren absichtlich etwas Rotwein, der wie ein süßes, schweres Gift von der Tischkante auf den geblühten Schoss der geistig Abwesenden tropfte. Aber nicht einmal das Geschrei ihres Mannes, das natürlich ihm, Luis, dem linkischen Kellner, galt, vermochte die Frau des Patrons aus der Ruhe zu bringen. Ungerührt legte sie sich eine frische Serviette auf den Schoss und löffelte ihren Nachtschiff so hingebungsvoll aus, als gäbe es nichts Bedeutenderes auf der Welt für sie als eben dieses sahnig-luftige Schokoladenmousse.

Daran, an ihre Fähigkeit, sich auf etwas ganz und gar Nebensächliches zu konzentrieren, muss Luis jetzt denken, als er der Frau vom Walpen unten im Garten zusieht, wie sie die Wäscheklammern langsam und bedächtig von ihrem spitzenbesetzten Büstenhalter löst. Aber plötzlich schweift ihr Blick von der

Wäscheklammer ab zu ihm hinauf ans Fenster, und unwillkürlich dreht er den Kopf, als stünde jemand hinter ihm, dem ihr kostbares Augenmerk gelten könnte. Aber nein, da ist kein anderer, da ist nur er, Luis, den sie aus grossen, grau-blauen Augen ansieht und dem sie jetzt ein unbestimmtes Lächeln schenkt. Wie im Traum, in dem man sich unter Androhung von Lebensgefahr rühren sollte und es doch nicht kann, starrt er auf die Frau hinunter, die, wie Luis erst jetzt bemerkt, auch ihren Mund kirschrot geschminkt hat. Sie bewegt ihre vollen Lippen und ruft ihm etwas zu, was er nicht versteht, weil er diese hässliche, seltsam kratzige Sprache nicht versteht. Aber er begreift, dass er jetzt etwas tun, etwas sagen muss, weil er ein Versäumnis nie wieder wird gut machen können. Sie winkt ihm mit dem Büstenhalter in der linken Hand zu und macht sich dann daran, die Wäscheklammern von den anderen Stoffteilen zu lösen, den Höschen, den Strümpfen, dem Unterkleid. Und wieder blickt sie zu ihm hoch, ernst und ohne zu lächeln diesmal, so, als erwarte sie etwas von ihm, aber er weiss nicht, was. Da steht sie nun mit ihren luftig-leichten Wäschestücken, einem Traum aus Nichts, das in ihrer kleinen, fast kindlich wirkenden Frauenhand Platz hat, und ruft ihm ein letztes Mal aus ihrem kirschroten Mund etwas zu, bevor sie sich umdreht und langsam ins Haus geht. Und er, er wird dort oben am Fenster warten, bis er ihre zögerlichen Schritte vor seiner Türe hört, vielleicht sein ganzes Leben lang.



Margarethe oder Das Gefühl von Frieden

Der Wind fährt herrisch in mein Unterkleid, das wie der Torso einer fülligen, leidlich in die Jahre gekommenen Frau draussen an der Wäscheleine hängt. Schlagartig sehe ich meine Mutter in unserem alten, gekachelten Badezimmer in München vor mir, sehe, wie sie ihre dicken, weissen Schenkel mit Arnika-Öl einreibt, als wäre das entscheidend, als könne das etwas ändern, an ihrer Haut, an ihrem Leben, wer weiss woran. Bis heute erfüllt mich der bitter-scharfer Duft dieses zähflüssigen Öls mit einem Gefühl von Frieden. Dabei gab es herzlich wenig friedvolle Momente in meiner Kindheit, schiesst es mir durch den Kopf, während ich mir schnell den blauen Bademantel überziehe und nach unten in den Garten eile, um meine Wäsche von der Leine zu nehmen. Der Mann macht mir Angst, denke ich, als ich den Blick des Portugiesen bemerke, der wie alle Tage am offenen Fenster im dritten Stock unseres Hauses steht und hinunter in den Garten oder auf das Bergpanorama vor seinen Augen glotzt, als gäbe es dort etwas anderes zu sehen als ewige Starre. Handlung!, höre ich meinen Dozenten an der Hochschule für Fernsehen und Film in München heute noch schreien, Margarethe, lassen Sie endlich Handlung stattfinden! Wie widersinnig die Wortkombination dieses theatralischen «Handelns» mit dem verwalterischen «Stattdfinden» in meinen Ohren klang, vermochte ich dem Dozenten allerdings nicht zu erklären, ja ich versuchte es nicht einmal. Wenig später hing ich das Studium an den Nagel, um mich vor dem Handlungsimperativ hinter die lauschige Rezeption eines Viersternehotels in den Schweizer Alpen zu flüchten. Das musste kurz nach meinem letzten Treffen mit Klemens gewesen sein, als ich mich an seinem Krankenbett weigerte, ihm die Windeln zu wechseln. Mit beiden Händen hielt ich stattdessen den riesigen Blumenstrauss umklammert, der Heiterkeit suggerierte und Zuversicht. Da war der Mann, für den ich zwölf Jahre lang die «geheime Geliebte» gegeben hatte, schon so krank, dass er nur noch mit den Augen sprechen konnte. Und als mir seine Ehefrau – eine hagere Mittfünfzigerin mit eisgrauem Kurzhaarschnitt – die Windeln mit der Bemerkung hinwarf, ich solle mich nun nach all den erotischen Vergnügungen mit ihrem Mann gefälligst auch um seinen Dreck kümmern, da brachen Klemens' Augen vor Pein. Ich habe es nicht fertiggebracht, denke ich, indem ich mein ausgeleiertes Unterkleid von der Wäscheleine nehme, ich bin mit meinem lächerlichen Blumenstrauss einfach wieder nach Hause gefahren und habe Klemens mitsamt seiner Scham und den unbenutzten Windeln seiner Frau überlassen. Kurz darauf ist er gestorben, ohne ein Wort des Abschieds, und in seiner selbst verfassten Todesanzeige nannte er seine Ehefrau «die grosse, die einzig wahre Liebe meines Lebens». Er hatte, obschon oder vielleicht gerade weil er Doktor der Mathematik war, schon immer einen Hang zum Pathos; es war, als versuchte er mit Worten das auszudrücken, was zu fühlen er nicht imstande war. Nichtsdestotrotz hielt er bis zum Schluss mit bemerkenswerter Willensanstrengung, wenn auch mit beschränktem Wortschatz an der Idee grosser Gefühle fest. Für mich freilich reichte sein Vorstellungsvermögen von Liebe bei weitem nicht aus, durchfährt es mich, während ich den spitzenbesetzten Büstenhalter von der Leine nehme, ich kam in seiner Todesanzeige genauso wenig vor wie in seinem richtigen Leben, ich war die lässliche Randnotiz. Sei's drum, denke ich, indem sich mein Blick mit demjenigen des Portugiesen am Fenster im dritten Stock oben